

Interview mit Herrn Wilkens



BA: Herr Wilkens, wir freuen uns, dass wir von der Redaktion von *Bibliothek aktuell* dieses Interview mit Ihnen führen können. Anlass ist Ihre bevorstehende Pensionierung. Beginnen möchten wir mit Ihren Wurzeln, den Stationen Ihrer Kindheit, wo Sie geboren wurden.

W. S.: Ich freue mich auch, mit Ihnen abschließend meinen Berufsweg besprechen zu können.

Ich bin geboren in Hannover im Jahre 1939, dem Schicksalsjahr, dieses Geburtsjahr teile ich übrigens mit den Kollegen Schmitz-Veltin und Lehmler, die beide nicht mehr im Amt sind.

In Hannover bin ich aufgewachsen, aber wir lebten dort nur einige wenige Jahre. Unsere Familie wurde nämlich 1943 evakuiert, nach Imbshausen bei Northeim südlich des Harzes, dort haben wir im Gutsschloss gewohnt, mein Vater war im Krieg. Ich hatte fünf Brüder, später sind noch zwei Schwestern dazugekommen, ein kinderreiches Haus!

Meine Eltern waren beide Bibliothekare, und zwar im Bereich der öffentlichen Bibliotheken, Diplom-Bibliothekare ÖB, würden wir heute sagen. Mein Vater übernahm nach dem Krieg die Leitung der staatlichen Büchereistelle für den Landesteil Holstein in Rendsburg. Später ist er übrigens auch Vorsitzender des Deutschen Büchereiverbandes geworden, heute Deutscher Bibliotheksverband (DBV). Er war, man muss es

so sehen, ein bedeutender Mann des deutschen Bibliothekswesens. Seine Konzeption ist auch erwähnenswert, er hat nämlich zur Unterstützung der staatlichen Büchereistelle in Rendsburg einen Verein gegründet und damit praktisch eine nichtstaatliche Trägerschaft für das Bibliothekswesen in Holstein (ÖB) geschaffen – eben einen Verein, der die Arbeit der später Büchereizentrale genannten Einrichtung mitfinanzierte. Die Bücher wurden dort übrigens auch gebunden, mit Signatur versehen usw. und dann an die einzelnen Büchereien in Holstein verteilt. Es war alles sehr gut organisiert, das war die Stärke meines Vaters.

Er ist dann übrigens vorzeitig aus dem Amt geschieden und noch Pfarrer geworden auf einer Nordseehallig. (Ich war damals damit nicht einverstanden.) Er hatte zwei Semester Theologie in Königsberg studiert, wo er zeitweise arbeitete, aber es war ihm aus finanziellen Gründen nicht möglich gewesen, dieses Studium abzuschließen. Aber da die Stelle auf der Hallig schon lange vakant war und der damalige Bischof von Schleswig keine Bedenken hatte, konnte er sie übernehmen und hat dann auch dort segensreich gewirkt. Die Kirche wurde renoviert, und er hat wieder alles gut organisiert dort auf der Hallig.

BA: Im Elternhaus hatten Sie also schon ein Vorbild für Ihren späteren Beruf?

W. S.: Ja, ich bin damit aufgewachsen, die Büchereistelle in Rendsburg war zunächst in demselben Haus untergebracht, in dem wir auch wohnten, sie war praktisch nebenan. Wir Kinder sind da ein- und ausgegangen und haben den Beschäftigten über die Schulter geschaut. Oder wir sind zur Buchbinderei gegangen und haben dort zugeschaut.

Und auch später, als die Büchereizentrale in der Stadt Rendsburg in einem anderen Gebäude untergebracht war, sind wir dort ein- und ausgegangen und hatten Kontakt zu allen oder jedenfalls vielen Mitarbeitern.

Einmal nachts übrigens, es war lange vor diesem Umzug, wachte ich auf und schaute aus dem Fenster und sah einen Feuerschein. Es war die Buchbinderei, die brannte. Ich bin im Nachthemd hingegangen - ich war noch ein kleiner Junge - und habe mich in die Wasserkette eingereiht. Das sind so Erlebnisse. Das war der eine Brand, und in Hannover, wo mein Vater auch schon die staatliche Büchereistelle für die Provinz Hannover leitete, hat es auch mal gebrannt in der Buchbinderei, damals kam mein Vater mit Brandstellen an der Hand nach Hause.

BA: In unserer Bibliothek haben wir eher mit Wasser zu kämpfen. - Trotz dieser Vorgeschichte haben Sie später doch erst studiert und sind nicht direkt nach der Schule Bibliothekar geworden.

W. S.: Nein, ich wollte überhaupt nicht Bibliothekar werden. Das lag mir wirklich fern. Ich wollte Altphilologie studieren, und zwar aus Interesse und weil ich der Meinung war, dass man etwas tun müsse für die Wahrung des humanistischen Erbes. Damals in den fünfziger Jahren hatte man solche Ideen. Ich habe das Fach sehr gern studiert und bin auch heute noch gern Altphilologe.

Wie gesagt, ich bin 1939 in Hannover geboren, 1943 wurden wir evakuiert und 1946 sind wir dann umgezogen nach Rendsburg, dort bin ich zur Schule gegangen und habe 1959 Abitur gemacht, und dann habe ich klassische Philologie studiert, und zwar in Kiel, Tübingen, wieder Kiel und Bochum, dort habe ich mein Studium abgeschlossen. Und wie ich zum

Bibliothekswesen gekommen bin, mich also doch entschlossen habe, Bibliothekar zu werden – es hing damit zusammen, dass das Kultusministerium in Kiel verordnete, ein weiteres Fach zu studieren. Altphilologen sollten also neben Latein und Griechisch ein drittes Fach studieren, um Lehrer werden zu können. Ich wollte Gymnasiallehrer werden, das war mein Ziel. Ich habe dann Theologie studiert zwei Semester, bin aber zu dem Ergebnis gekommen, dass dieses Studium, was mich betrifft, die ganze Person braucht, ich konnte mich nicht teilen, wollte aber das andere Studium nicht aufgeben. Da ich somit nicht Lehrer werden konnte, denn ein anderes Fach kam für mich damals nicht in Frage, habe ich mich besonnen und wohl gemeint, dass der Beruf des Bibliothekars doch auch seine Vorteile und schönen Seiten hat; im Jahre 1965 hatte ich dann eine persönliche Krise und habe das Studium abgebrochen, ich stand schon kurz vor dem Examen, und bin durch Vermittlung meines Vaters nach Bochum gegangen, um dort neun Monate als Angestellter an der Universitätsbibliothek zu arbeiten, unter Direktor Pflug, den mein Vater kannte. Das war eine sehr wichtige Erfahrung für mich; um nur einen Aspekt zu benennen: Es fiel mir unglaublich schwer, acht Stunden am Tag zu arbeiten, ich war total erschöpft am Abend und habe das Wochenende mehr oder weniger schlafend im Bett verbracht. Ich habe diese Bibliothek von unten, aus der Froschperspektive kennen gelernt, was für mich von großer Bedeutung war; ich habe in der Zeitschriftenstelle, in der Buchakzession und dann in der Vorakzession gearbeitet.

Bochum war ja eine der ersten Bibliotheken, in der die EDV eingesetzt wurde. Auch in dieser Hinsicht konnte ich dort Erfahrungen sammeln, allerdings erst später hauptsächlich, als ich dort Referendar war, 1969/70.

Die Leiterin der EDV-Abteilung war Frau Boßmeyer, Herr Pflug ist später Leiter des HBZ in Köln geworden und noch später Generaldirektor der Deutschen Bibliothek, Frau Boßmeyer ist mit ihm nach Frankfurt gegangen.

Ja, so ist es also dazu gekommen. Ich war Referendar in Bochum und dann am BLI (Bibliothekarlehrinstitut) in Köln, dort habe ich 1971 meine Assessorprüfung abgelegt, und dann habe ich mich beworben und bin in

Konstanz genommen worden. Ich bin Herrn Stoltzenburg sehr dankbar dafür, dass er mich genommen hat, ich wurde hier ja Fachreferent für Philosophie, obwohl ich dieses Fach nur im Nebenfach studiert hatte, ich habe in diesem Fach nicht gearbeitet, keine wissenschaftliche Arbeit geschrieben, ich kannte das Fach in dem Sinne gar nicht; ich bin nämlich der Meinung: Nur wenn man in einem Fach wissenschaftlich arbeitet, lernt man es richtig kennen.

BA: Für Altphilologie waren Sie also zunächst nicht Fachreferent?

W. S.: Nein, in der Hauptsache für Philosophie, daneben für einige andere Fächer, z. B. Neogräzistik, das immerhin durfte ich, alig habe ich lange betreut. Fachreferent für klassische Philologie konnte ich nicht werden, weil dieses Fach damals von Herrn Bösing betreut wurde, und ich habe eigentlich auch nicht damit gerechnet, dass ich es übernehmen würde, aber als Herr Bösing dann Direktor in Trier wurde, hatte ich die Chance, 1986, nachdem ich schon 15 Jahre hier gearbeitet hatte. Ich habe es damals als sehr schön empfunden, nun im eigenen Fach arbeiten zu können. Ich habe übrigens auch Lehrveranstaltungen gehalten, zuerst in Latein und später in Griechisch.

BA: Neben den klassischen Fachreferatsaufgaben hatten Sie noch andere Aufgaben inne.

W. S.: Das war das Besondere, und auch dafür bin ich Herrn Stoltzenburg dankbar, er richtete nämlich eine neue Funktion ein: Leiter der Zeitschriftenstelle und überhaupt Referent für das Zeitschriftenwesen. Für alles, was mit Zeitschriften zu tun hatte und damit zusammenhängt. Seine Vorstellung war, dass sich jemand vom höheren Dienst neben dem Erwerbungsleiter um die Zeitschriften kümmert und konzeptionell durchdenkt, was Zeitschriften für die Bibliothek bedeuten usw. Heute haben wir ja das Problem mit den Zeitschriftenpreisen und denken darüber nach, dass wir uns von den Papierausgaben trennen. Damals stand zunächst die Aufgabe der Zeitschriftensystematisierung im Vordergrund, das war meine Aufgabe. Dass heute die Zeitschriften unter diesen und jenen Signaturen stehen, geht auf diese Arbeit zurück. Das kann ich im-

merhin sagen. Zuerst mussten die Zeitschriften übrigens vermessen werden. Ein Teil stand in der Bücklestraße und ein anderer im Kurvenhaus und den anderen Gebäuden in der Jacob-Burckhardt-Straße, wo die Bibliothek damals untergebracht war. Mit einer Studentin zusammen habe ich den Zeitschriftenbestand ausgemessen, nach Metern, damit geplant werden konnte für den anstehenden Umzug. 1972 sind wir ja umgezogen in den ersten Bauabschnitt der Universität. Gleichzeitig sollte auch ein Zeitschriftenkatalog erstellt werden, ein provisorischer, von der ZDB war noch nicht die Rede. So haben wir dann in der Katalogabteilung einen eigenen Zeitschriftenkatalog erstellt, mit der Besonderheit, dass der Bestand nur negativ nachgewiesen war, in Form von Lückenangaben – das schien mir damals eine tolle Idee, und im Prinzip hat es auch funktioniert.

Herr Stoltzenburg hat mir anscheinend eine Menge zugetraut, er hat mir nach einiger Zeit nämlich auch noch die Aufgabe der Ausbildung übertragen. Ich war Ausbildungsleiter, diese Funktion hatten wir damals, für die gesamte Ausbildung. Es gab bereits die Ausbildung für den gehobenen Dienst, dieser Ausbildungszweig war eingeführt worden unter Herrn Landwehrmeyer, dem damaligen stellvertretenden Direktor, aber als ich dann Ausbildungsleiter wurde, kam die Ausbildung für den höheren Dienst und auch die für den mittleren Dienst noch hinzu. Ich musste die Gespräche mit den Bewerbern führen, ich musste Beurteilungen schreiben - eine von mir absolut nicht geschätzte Tätigkeit! -, ich habe auch Unterricht gehalten – Bibliographie –, es war sicherlich ebenfalls eine wichtige Erfahrung. Wie er darauf gekommen war, mich als Ausbildungsleiter zu bestimmen, weiß ich nicht genau, ich war, glaube ich, nicht so gut geeignet dafür, aber ich habe viel gelernt dabei. Er meinte wohl, dass ich was lernen sollte, deshalb hat er mich auch nach England geschickt. Das geht nämlich auch auf Herrn Stoltzenburg zurück.

BA: Wann war diese Reise?

W. S.: Diese Reise war 1977, da war ich auch erst ein paar Jahre hier, ich bin ja 1971 hierher gekommen. Und 1976 war ein Kollege aus England hier zu Gast, Robert Watson, von der Bibliothek der Universität Uxbridge, die



nordwestlich von London liegt. Es handelte sich auch um eine Neugründung mit neuer Bibliothek, ungefähr so alt wie unsere Universität, ein bisschen älter vielleicht. Robert Watson musste ich hier betreuen und habe schon damals eine ganze Menge von ihm gelernt. Z. B. geht auf ihn zurück, dass ich gern Auskunftsdienst machen wollte, was damals für den höheren Dienst nicht üblich war. Und dann erinnere ich mich noch daran, wie ich einmal zusammen mit ihm in der Schweiz im Migros war und er, als er den Migros betrat, sagte: „Das ist Kapitalismus!“ Und dies stimmte ja eigentlich beim Migros nicht ganz. Auch heute noch habe ich ein gutes Verhältnis zu Robert Watson, der inzwischen im Ruhestand ist. Wie gesagt, 1977 war ich dann sechs Wochen nur, eine recht kurze Zeit, in Uxbridge und habe dort hospitiert, ich habe also regelrecht mitgearbeitet. Als Betreuer hatte ich Robert Watson, aber natürlich habe ich auch andere Mitarbeiter kennen gelernt, darunter Liz Chapman, eine Fachreferentin würden wir sagen, zu der ich auch heute noch Kontakt habe. Sie ist inzwischen Bibliotheksleiterin in London. Der Engländeraufenthalt war für mich sehr wichtig, weil ich Englisch sprechen gelernt habe, das war in der Schule zu kurz gekommen, und weil ich das englische Bibliothekswesen kennen gelernt habe – wie man mit wenig Mitteln viel erreichen kann, konnte man dort gut sehen, Fremddatennutzung usw. Und die Einstellung zum Benutzer, die Dienstleistungsmentalität, in der Richtung konnte man viel von den englischen Kollegen lernen.

BA: War diese Einstellung in Deutschland noch nicht so verbreitet?

W. S.: Eigentlich nicht. Die Einstellung, primär für die Benutzer da zu sein, was ja auch Herr Stoltzenburg immer unterstrichen hat, musste sich bei uns erst mühsam gegenüber einer Beamtenmentalität durchsetzen, wonach sich die Bibliothekare eher als Verwalter von Bücherbeständen empfanden.

Ich bin nach Konstanz gekommen, ich hätte auch anderes machen können, denn damals war es noch nicht so schwierig, eine Stelle zu finden, aber ich habe mich letztlich für Konstanz entschieden, nicht nur aus privaten Gründen - meine Frau stammt aus Tübingen -, sondern weil hier zwei Dinge zusammenkamen, nämlich das einschichtige System und der EDV-Einsatz – beides neu damals. In Bochum hatte ich den EDV-Einsatz kennen gelernt, aber es handelt sich dort um ein zweischichtiges System, trotz oder obwohl es eine Neugründung ist, und hier das einschichtige System war einfach eine überzeugende Idee, und der EDV-Einsatz in Verbindung mit dieser Idee, das schien sich zu lohnen, und es hat sich auch gelohnt. Inzwischen ist das alles nicht mehr so sensationell, aber die Prinzipien gelten ja noch, und wir stehen hoffentlich auch weiterhin dazu, was Herr Stoltzenburg damals konzipiert hat. Er war ja kürzlich hier, und wir haben mit ihm gesprochen in der Referentensitzung, es war schön.

BA: Es gab aber für Sie noch weitere Stationen hier in der Bibliothek.

Ja, wie gesagt, Herr Stoltzenburg hielt große Stücke auf mich, mindestens am Anfang, in den ersten Jahren, das hat sich dann aber anscheinend etwas relativiert, ich weiß es nicht genau, jedenfalls fand 1978 ein Wechsel statt, und ich übernahm die Leitung der Standortstelle und war nicht mehr Zeitschriftenreferent und nicht mehr Ausbildungsleiter!

Was Herr Stoltzenburg über die Standortstelle dachte, kann ich nicht sagen. Mir ist diese Aufgabe ans Herz gewachsen, und ich habe sie gern ausgeübt. Dann kam die eher unglückliche Phase, in der über die Auflösung der Standortstelle nachgedacht und dann letztlich ja auch so entschieden wurde, 1992. Aufgelöst wurde sie 1996. Ich bin 1992 von dieser Aufgabe zurückgetreten, weil ich nicht einverstanden war mit der Entscheidung und der Art, wie sie gefällt wurde. Aber ich möchte mich inhaltlich hier nicht dazu äußern.

Inzwischen leben wir seit vielen Jahren ohne Standortstelle, und es scheint zu funktionieren.

Die Standortstelle war im Zusammenhang mit dem Aufbau der Freihandaufstellung eine wichtige Abteilung. Die Freihandaufstellung wurde ja nach der eigenen Systematik aufgebaut. Es mussten die Verfahrensweisen entwickelt werden. Es mussten die einzelnen Systematiken geschaffen und die Praxis der Signaturvergabe entwickelt werden, in einer Zeit, in der wir noch keine Datenbanken hatten. Und ich glaube, dass Frau Rabe, die Leiterin, und auch Herr Hetzer, der Stellvertreter, sich große Verdienste um die Bibliothek erworben haben. Natürlich auch die verschiedenen Leiter vor meiner Zeit! Ich habe die Standortstelle dann fünfzehn Jahre lang geleitet. Ich hatte einen guten Kontakt zu den Mitarbeitern, wir hängen heute noch zusammen, das ist erstaunlich.

Die Tätigkeit als Abteilungsleiter, überhaupt der Kontakt mit Mitarbeitern ist sehr wichtig. Und zwar auch deswegen, weil unsereins, jemand der von der Schule kommt und studiert und nichts anderes gemacht hat in seinem Leben, bestimmte Dinge nicht lernt, so ist es mir jedenfalls gegangen. Das, was man vielleicht unter dem Stichwort Sozialkompetenz zusammenfassen kann. Das haben wir nicht

gelernt, auch ich nicht, obwohl ich sieben Geschwister habe! Bestimmte Erfahrungen habe ich erst im Zusammenhang mit der Arbeit hier in der Bibliothek gemacht - und hoffentlich meine Konsequenzen daraus gezogen!

BA: Es waren aber doch auch positive Erfahrungen?

W. S.: Es waren positive, aber auch schmerzliche – man macht ja leider immer wieder Selbsterfahrungen, über die man hinterher möglicherweise sogar entsetzt ist. Also, ich tendierte zu cholerischen Zornesausbrüchen, einige Mitarbeiter haben es zu ihrem Leidwesen zu spüren bekommen - ich entschuldige mich dafür bei ihnen! Ja, es tut mir wirklich leid! Und ich war manchmal so verbohrnt. - Wie man mit Mitarbeitern umgeht, wie man zusammenarbeitet, das zu lernen, ist eine sehr wichtige Sache, auch menschlich ist es eine wichtige Erfahrung. Ich möchte es nicht missen.

BA: Könnten Sie etwas zu der Idee einer Konkordanz aller Datenbestände sagen?

W. S.: Das ist inzwischen eigentlich dadurch, dass wir mit Datenbanken arbeiten, faktisch der Fall. In der Datenbank sind die verschiedenen Informationen vorhanden und auch einander zugeordnet. Darum ging es damals. Mich hat an dieser Idee fasziniert, auf diese Weise eventuell den Standortzettelkatalog abschaffen zu können, den es ja auf Ebene 7 mehr oder weniger ungenutzt immer noch gibt – ihn also durch eine Datenbankstruktur zu ersetzen. Dafür war wichtig die Möglichkeit, nach Signaturen zu sortieren und die Titelinformationen einsehen zu können, zugeordnet zu den Signaturen. Herr Benz hat damals probeweise so etwas programmiert, es war gut. Man konnte eine Signaturstelle aufrufen und ein Stück davor und ein Stück dahinter einsehen, in der Ordnung nach den Signaturen. Wir ordnen ja ungefähr 85% unseres systematisch aufgestellten Bestandes alphabetisch an den einzelnen Systemstellen. Wenn dieses Verfahren einen Sinn haben soll, muss die alphabetische Ordnung konsequent durchgeführt werden und eben in Ordnung sein, meine ich. Ob es wirklich nötig ist, alphabetisch zu sortieren, ob es ge-

nutzt wird, weiß ich nicht, das ist nie untersucht worden, aber wir machen es nun mal, und damals arbeiteten wir ja mit dem Standortzettelkatalog, der uns die Möglichkeit bot, zu blättern und den Zusammenhang, die Umgebung einzusehen; diese Funktion sollte eben ersetzt werden durch die Datenbank, deswegen die Möglichkeit, davor und dahinter die alphabetische Ordnung überprüfen zu können. Denn wir arbeiten ja mit dem Kurzcutter, und diese Vercutterung hat so ihre Tücken. Mein Beispiel ist immer Aal und Abend, Aal, nach dem Kurzcutter als a15 zu verschlüsseln, müsste natürlich vor Abend, Kurzcutter: a12, eingeordnet werden, es müsste also „interpoliert“ werden. Ein anderer kritischer Alphabetbereich, wo die alphabetische Sortierung schnell in Gefahr gerät, ist NOP, durch die Zahl 6 zu vercuttern. - Deswegen meinten wir vom Standort her immer, dass wir die visuelle Einsichtnahme in die sortierte Abfolge brauchen, um die alphabetische Ordnung überprüfen und richtig neu einordnen zu können. Dafür die Konkordanz, die es eben ermöglicht hätte, nach Signaturen zu sortieren, mit Titelinformationen, was im jetzigen Verbund nicht möglich ist. Derzeit wird, soweit ich weiß, die Signatur im Verbund gebildet. Und da gibt es, wie gesagt, nicht die Möglichkeit, eine Liste mit Signaturen und Titelinformationen zu erzeugen, was man, wie gesagt, braucht, um die Signatur korrekt bilden zu können. So die Idee der Konkordanz! Ob in Libero etwas Derartiges möglich ist, kann ich nicht sagen.

BA: Die Umsetzung hat dann nicht geklappt?

W. S.: Das hing damit zusammen, dass Herr Benz diesen Vorlauf, diesen ersten Versuch mit einer Siemens-Datenbank gemacht hat, die auch im Gespräch war. Es wurde aber dann IBAS gewählt für den Verbund, und in IBAS war Derartiges nicht möglich. So ist die Geschichte gelaufen. Ich habe mich dann trotzdem weiterhin, auch in der Referentsitzung, stark gemacht für diese Konkordanz-Idee, mich aber nicht durchsetzen können. Es war eigentlich schade, so haben wir dann noch lange mit dem Standortkatalog weitergearbeitet, bis im Verbund die Möglichkeit gegeben war, die Signaturen,

jedenfalls im Sinne einer Dublettenprüfung, vergeben zu können.

BA: Ein anderer Bereich in der Bibliothek ist Ihre Tätigkeit für das Schlagwortregister. Sie waren die Anlaufstelle bei uns zu Fragen des Schlagworts.

Diese Aufgabe habe ich 1989 übernommen. Es war übrigens damit verbunden, dass wir unser vorhandenes Schlagwortregister, das 1987 in die damalige lokale Datenbank überführt worden war, umformulierten nach den RSWK. Es gab auch vorher schon ein Regelwerk, das sich orientierte an den *Erlanger Regeln*, die ja der Vorläufer der RSWK waren. Es war ein internes Regelwerk, von Herrn Rauhut entwickelt, aber wir haben uns dann entschlossen, auf die RSWK und vor allen Dingen die SWD umzusteigen, auch um unnötige Diskussionen und Streitereien im Hause zu ersparen. Jetzt formulieren wir unsere Schlagwortketten, die nicht Bücher, sondern Systemstellen - aber was ist letztlich der Unterschied? – definieren, nach den RSWK und nach der SWD, und es funktioniert meines Erachtens gut.

BA: Fühlten Sie sich aber nicht doch manchmal als einsamer Kämpfer für die RSWK?

W. S.: Am Anfang war es schwierig, vor allem die Singularregel, das Prinzip, die Schlagwörter im Singular zu formulieren, das durchzusetzen war oft nicht einfach. Gut, ein Problem stellen die Verweisungen dar, in SIS können Verweisungen eingetragen werden, und wir schreiben diese Verweisungen aus der SWD ab, können auch zusätzliche eintragen, aber dieses Abschreiben ist ziemlich mühsam, muss es sein? Vielleicht findet sich irgendwann mal ein Weg, um direkt mit der SWD arbeiten zu können, ein technischer, die SWD direkt zu nutzen. Aber wenn ich überhaupt so etwas aufbauen möchte wie einen Verweisungssapparat, wenn ich ihn nutzen möchte, dann muss ich eindeutig verfahren, dann muss ich ein Schlagwort wirklich eindeutig formulieren, ansetzen usw., dafür brauche ich ein Regelwerk, wir haben uns entschieden, die RSWK zu nehmen, deswegen müssen wir die Schlagwörter im Singular ansetzen, fertig!



BA: Das heißt, Sie stehen auch heute noch zur RSWK?

Aber sicher. - Überlegungen zu Dewey (Dewey Decimal Classification, DDC), wobei es sich ja um eine Systematik handelt, betreffen ein anderes Problem. Es wurde hier kürzlich darüber diskutiert. Wir können, glaube ich, nicht Dewey an Stelle unserer eigenen Systematik einführen, es wäre eine Riesenarbeit, den ganzen Bestand umzusignieren. Wir müssen also wohl bei unserer eigenen Systematik bleiben.

BA: Wie stehen Sie zur Idee der freien Schlagwortvergabe?

W. S.: Statt der Schlagwortketten, meinen Sie? Ich muss doch den Sachverhalt, der mit der Notation, der Systemstelle gemeint ist, definieren, das kann ich nicht mit einem einzelnen Schlagwort, vielfach brauche ich jedenfalls mehrere Schlagwörter, um den Sachverhalt zu bezeichnen. Das heißt, ich muss mehrere Schlagwörter zusammenstellen. Das einzige, was dann von den RSWK zum Zuge kommt, ist im Grunde genommen die Reihenfolge, die durch eine sehr einfache Regel festgelegt ist; das ist alles.

BA: Gab es für Sie schwierige Probleme bei der Sacherschließung?

W. S.: Um ein Problem aus dem Bereich der Verbalisierung zu nennen: Es gibt Systemstellen in den Systematiken, für die in der SWD keine Begriffe zu finden sind, z. B. „Einzeldarstellung“, „Gesamtdarstellung“ o. ä. Diese Wörter brauchen wir,

um die entsprechenden Schlüsselanhänger zu definieren, wie sie nach den Systematiken vorgesehen sind, manchmal sind es auch einfache numerische, „ganz normale“ Systemstellen, die als Aufstellungsorte z. B. für die Gesamtdarstellung eines Themas ausgewiesen werden müssen. Und in diesem Fall muss man dann sozusagen außerhalb der SWD ein passendes Schlagwort wählen, hier eben „Gesamtdarstellung“. Aber im Prinzip halten wir uns bei den sachlichen Benennungen und bei den Ansetzungen der Personennamen an die SWD.

BA: Sie erwähnten schon, dass die Auskunftstätigkeit von Ihnen als sehr wichtig erachtet wird. Was aber, wenn man mit schwierigen Benutzern in Kontakt kommt, z. B. solchen, die Dinge wollen, die der Bibliothekar nicht als relevant einschätzt? Wäre das ein Problem für Sie?

W. S.: Ja! (*lacht*) Ich hätte ein Problem damit, weil ich mich – wir haben ja vorher über Sozialkompetenz gesprochen – in dem Bereich nicht für besonders fähig halte. Da bedürfte ich heute noch einer Schulung, einer ausführlichen und sich wiederholenden Schulung, weil ich mir einfach in diesem Bereich nicht so viel zutraue. Das Gleiche gilt für den didaktischen Bereich. Ich habe viele Jahre den Hilfsmittelkurs bei den Philosophen gehalten und bin eigentlich erst in der letzten Zeit darauf gekommen, was die Probleme sind, was ich da eigentlich zu leisten habe.

Ich wollte Lehrer werden, aber ich

habe es mir letztlich doch nicht zuge-
traut, auch das war einer der Gründe,
weshalb ich mich entschieden habe,
Bibliothekar zu werden. Ich sage immer:
Ich bin Bibliothekar geworden,
weil ich nicht Lehrer werden wollte.
Ganz kurz gesagt.

BA: Und die zunehmenden Lehrtätigkeiten des Bibliothekars im Zusammenhang der Vermittlung von Informationskompetenz?

W. S.: Aus meiner Sicht handelt es sich bei der Tätigkeit eines Lehrenden um eine sehr schwierige Tätigkeit. Viele werden Lehrer, aber es kann nicht jeder. Wie man richtig mit Kindern umgeht, wie man einen Kontakt herstellt zu den Studenten, so dass dann auch wirklich etwas hängen bleibt, das halte ich für eine schwierige Aufgabe.

BA: Wie stand es zum Kontakt mit dem Fachbereich?

W. S.: Was das angeht, muss ich sagen, dass ich Glück gehabt habe, dass ich immer einen guten Kontakt vor allem zum Fachbereich Philosophie hatte. Dass ich mich dort auch immer unterstützt fühlen konnte. Früher bin ich regelmäßig zu den Fachbereichssitzungen gegangen oder habe am Betriebsausflug und an der Weihnachtsfeier teilgenommen, und ich habe das immer sehr genossen. Was den Betriebsausflug angeht, möchte ich mir inzwischen nicht mehr so lange Wege zumuten, deshalb habe ich in den letzten Jahren nicht mehr teilgenommen. Aber ich glaube, dass es nützlich ist. Eine Zeitlang bin ich auch jeden Tag zum Fachbereich gegangen, habe viele Gespräche geführt, oder Herr Mittelstraß, der meistens seine Tür offen stehen hatte, hat mich hereingerufen, und ich musste Fragen im Zusammenhang mit der Redaktion der *Enzyklopädie der Philosophie und Wissenschaftstheorie* beantworten. Es ist alles etwas zurückgegangen, aber ich meine, dass der Kontakt zum Fachbereich sehr wichtig ist für den Fachreferenten und dass ein Nachfolger da wieder mehr investieren sollte. Ich habe im übrigen eine äußerst hilfsbereite und kompetente Ansprechpartnerin im Fachbereich, Frau Parakenings, die das Philosophische Archiv betreut und von der ich sehr viel erfahre, das ist natürlich ein Glücksfall. Den Hilfsmittelkurs habe ich in den letzten Jahren mit ihr zu-

sammen gehalten. - Bei den Altphilologen ist der Kontakt etwas dünner, aber gut.

BA: Wir wollen jetzt den Bereich der Bibliothek verlassen und wenden uns mehr persönlichen Bereichen zu. Zu Herrn Franks Geburtstag gab es einen musikalischen Beitrag von Ihnen, der einige sehr überraschte. Spielen Sie schon länger Klavier?

W. S.: Ich habe in der Schulzeit Klavierunterricht gehabt, denn meine Eltern, die nicht sehr viel Geld hatten, haben es trotzdem ermöglicht, dass alle meine Geschwister und so auch ich ein Instrument lernen konnten. Ich hatte meine Schwierigkeiten mit diesem Instrument, dem Klavier. Manchmal denke ich, dass ein Blasinstrument wie Flöte möglicherweise besser gewesen wäre für mich. Ich habe auch einmal angefangen, Cello zu lernen, auch ein sehr schönes Instrument, aber letztlich bin ich beim Klavier geblieben und spiele nahezu täglich. Es ist ein Hobby, mehr nicht. Ich spiele auch mit anderen zusammen Kammermusik, mit einem Flötisten z. B., und begleite Sängerinnen und Sänger.

BA: Aber das findet doch auf einem sehr hohen Niveau statt.

W. S.: Musik ist doch auch etwas sehr Schönes. Es ist ein Hobby, das ich ernst nehme, das mir viel bedeutet, das ich nicht missen möchte, und ich habe auch vor, mich jetzt ein bisschen mehr mit Musik zu beschäftigen, auch theoretisch. Z. B. will ich ganz handfest Harmonielehre lernen und werde dazu nach Zürich fahren. Ich habe auch einige Jahre im Kammerchor mitgesungen und singe auch jetzt hin und wieder in dem einen oder anderen Chor mit.

BA: Stand nie eine musikalische Karriere zur Debatte?

Nein, ich habe mich einfach nicht für gut genug gehalten dafür und bin eigentlich froh, dass ich es nicht gemacht habe, denn der Beruf des Musikers ist doch mit viel Stress verbunden, und dem möchte ich lieber aus dem Weg gehen.

BA: Gibt es besondere musikalische Vorlieben?

W. S.: Die klassisch-romantische Musik bis ins 20. Jahrhundert, alles, ich mag alles. Auch Zarah-Leander-Lieder z. B. begleite ich gern oder amerikanische Lieder aus den vierziger Jahren – großartig. Ich bin da nicht festgelegt. Aufgewachsen bin ich in einer relativen Enge, was das angeht, für meine Eltern hörte die Musikgeschichte sozusagen mit Bach auf. In der Schulzeit habe ich schon gern romantische Komponisten gespielt, und das war gar nicht so gern gesehen bzw. gehört in der Familie. Aber ich meine, dass man bei der Musik wie sonst tolerant sein muss.

BA: Gibt es neben der Musik noch andere Hobbies oder Freizeitbeschäftigungen?

W. S.: Ja, ich beschäftige mich nach wie vor mit meinem Fach, der Altphilologie. Ich möchte in diesem Bereich auch arbeiten. Ich habe für mich entdeckt die Übersetzung als Betätigungsmöglichkeit und übersetze derzeit die *Charaktere* des Theophrast, des Schülers und Mitarbeiters des Aristoteles, ein kleines Werk über 30 menschliche Typen eher negativer Art – 28 habe ich übersetzt, es fehlen also nur noch zwei! Die Übersetzung will ich anreichern mit einem Kommentar und mit Bildern. Eigens für diesen Zweck habe ich mir eine Digitalkamera angeschafft. In Griechenland mache ich dann Photos oder auch aus Büchern und dann will ich meine Übersetzung ins Internet stellen und eben mit Kommentaren und Bildern anreichern. Ich bin erst relativ spät dazu gekommen und weiß nicht, wie gut meine Übersetzungen sind, aber irgendwie ist es eine schöne Betätigung, man kommt dem Text sehr nah auf diesem Wege und lernt ihn gut kennen. Vorher hatte ich das 5. Buch der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles übersetzt, das war auch sehr lehrreich für mich. In der Richtung möchte ich gern weitermachen. Und wie gesagt Musiktheorie und Musikgeschichte, im Augenblick bin ich gerade dabei, mich in die Hymnologie einzuarbeiten, speziell in die Entstehung des kirchlichen Hymnus der Ostkirche im 6. Jahrhundert bei Romanos dem Meloden u. a., darüber möchte ich einfach mehr wissen.

BA: Und für die Bilder reisen Sie eigens nach Griechenland?

W. S.: Ja, meine Frau und ich reisen eigentlich jedes Jahr nach Griechenland, oft auch nach Athen, und dort habe ich angefangen, Photos zu machen.

BA: Interessieren Sie sich dann auch für die Olympischen Spiele in Athen?

W. S.: Natürlich, aber sicher. Ich interessiere mich auch für Fußball, aber wer tut das nicht!

BA: Haben Sie sich dann besonders über den griechischen Europameistertitel gefreut?

W. S.: Nein, das hat mich nicht gefreut, ich gönne es den Griechen natürlich, aber ich fand, dass andere Mannschaften wesentlich besser oder schöner gespielt haben. Das Spiel Holland gegen Tschechien war einmalig. Die Griechen haben mit ihrem System den Erfolg errungen, aber die anderen Mannschaften spielen viel besser, schneller und technisch auch besser. Da gab es hervorragende Einzelkötter wie den portugiesischen Ronaldo.

BA: Zu einem Nachbarland von Griechenland, Bulgarien, hatten Sie im Rahmen des MOE-Projektes auch enge Kontakte.

W. S.: Ja, die sind aber eingeschlafen, da meine Kontaktperson, Frau Djakova, nicht mehr an der UB Sofia arbeitet, sie arbeitet nun als Lehrerin, deshalb ist meine Beziehung zum bulgarischen Bibliothekswesen ziemlich zum Erliegen gekommen, bedauerlicherweise. Aber das Projekt war sehr sinnvoll. Es ist eine wichtige Aufgabe, den osteuropäischen Ländern beim Aufbau ihres Bibliothekswesens zu helfen.

BA: Daneben ist aber auch, auf den ersten Blick vielleicht überraschend, Amerika ein Land, das Sie bereist haben.

W. S.: Ich muss zunächst sagen, da Sie mich nach meinen sonstigen Beschäftigungen gefragt haben, dass ich Russisch lerne, schon seit einigen Jahren,



und dass ich schon zweimal in Russland gewesen bin, nämlich in Moskau und Petersburg. Auch diesen Bereich möchte ich weiter verfolgen und meine Sprachkenntnisse verbessern. - Zu Amerika bin ich auf einem anderen Wege gekommen, nämlich weil meine Tochter dort studierte und dann sehr krank geworden ist. Sie wurde in einem sehr guten Krankenhaus in der Nähe von Boston behandelt, man hat ihr dort das Leben gerettet. Insofern haben wir Amerika viel zu verdanken. Das war ein sehr einschneidendes Erlebnis! Aber über das Bibliothekswesen in Amerika kann ich kaum etwas sagen, so interessant es auch wäre.

BA: Zum Abschluss unseres Gesprächs möchten wir nochmals auf die Bibliothek zu sprechen kommen. Was lag Ihnen hier besonders am Herzen?

W. S.: Ein Thema, das mich immer beschäftigt hat, ist das Verhältnis zwischen den Diensten, speziell zwischen dem höheren und dem gehobenen Dienst. Ich möchte mich für Durchlässigkeit einsetzen, für eine gute Zusammenarbeit, für Offenheit und Aufgeschlossenheit füreinander. Das bedeutet aber, dass wir gegenseitig gut darüber Bescheid wissen sollten, was jeweils der andere tut. Beispielsweise die Formalerschließung: Ich rufe bei der Systematisierung eine Titelaufnahme auf und trage die Notation im Lokalsatz ein und schaue mir dann natürlich auch die Aufnahme an, die häufig durch Fremddatennutzung zustande gekommen ist. Dabei habe ich manchmal Rückfragen, in dem Zusammenhang sehe ich auch, wo meine

Lücken sind und wo ich mich informieren muss. Aber ich komme durch die Systematisierung zu meinen Fragen, ich sehe z. B., dass das Buch, das ich systematisieren soll, eine Festschrift ist, obwohl in der Aufnahme kein Festschriftenvermerk steht, was kein Fehler ist, die Aufnahme ist regelgerecht angelegt. Ich gehe dann zum Team und frage, was man da machen könnte; aus meiner Sicht ist es *de facto* eine Festschrift, eine Aufsatzsammlung, diesem oder jenem gewidmet, mit Bibliographie eventuell, und ich muss das Buch unter der Festschriftenstelle aufstellen, weil das unsere Regel ist, so verfahren wir eben. Da muss ich dann Bescheid wissen, warum hier kein Festschriftenvermerk gemacht wurde usw., und muss aber andererseits um Verständnis bitten, dass ich eine solche Frage stelle, von der Systematisierung her – dies nur als Beispiel!

Unsere Kenntnisse, die des höheren Dienstes, was die Formalerschließung angeht, sind nicht immer ausreichend. Und so gibt es vielleicht andere Bereiche. Ich meine auch, dass die Mitarbeiter des gehobenen Dienstes gut über die Systematisierung Bescheid wissen und dass sie willens sein sollten zurückzufragen, wenn Sie auf Probleme stoßen, ja, dass sie überhaupt auf Probleme aufmerksam werden, das ist nämlich sehr hilfreich für den Fachreferenten. Wenn jemand aus dem Team kommt und zurückfragt: Ist diese Systematisierung, diese gewählte Systemstelle eigentlich richtig - das ist sehr hilfreich.

Meine Eltern waren, wie gesagt, Diplombibliothekare, sie konnten beide nicht studieren aus finanziellen Grün-

den, aber sie waren ja deshalb nicht schlechter als ich, und ich hatte das Glück, studieren zu können. So sehe ich es jedenfalls. Wir sollten auf keinen Fall aus der Tatsache, dass wir studiert haben, irgendwelche Ansprüche ableiten, wir sollten zusammenarbeiten, natürlich im Rahmen der verschiedenen Funktionen. Wir sollten uns verstehen. Ich bin der Meinung, dass die Fachreferenten als Mitglieder der Teams angesehen werden sollten. Was organisatorisch daraus folgt, weiß ich nicht, aber vom Grundsatz her!

BA: Bedeutet das, dass eine ideale Bibliothek etwas anders aussähe als unsere Bibliothek?

W. S.: Also, unsere Bibliothek kommt dem Ideal ziemlich nahe, möchte ich sagen.

In dem Bereich, was die Zusammenarbeit angeht, gibt es vielleicht noch Verbesserungsmöglichkeiten.

Ich bin politisch durch die 68iger Zeit geprägt. In den ersten Jahren versuchten wir, das Kollegium, hier wie viele andere auch damals unter dem Motto „Wir wollen mehr Demokratie wagen!“ so etwas wie den Marsch durch die Institutionen, das war aber illusorisch.

Wir hatten einmal einen Konflikt mit Herrn Stoltzenburg, es stand eine wichtige Entscheidung an, es wurde darüber abgestimmt und wir haben geschlossen gegen seinen Vorschlag gestimmt. Er hat dieses für ihn sehr enttäuschende Votum akzeptiert. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, wird mir klar, dass einfach ein Missverständnis vorlag. Er fühlte sich als Direktor und wollte als Direktor agieren, mit der vollen Machbefugnis, die damit verbunden ist, und wir wollten wahrscheinlich von der 68iger-Ideologie her so etwas wie Machtbeteiligung, aber wie gesagt, das war illusorisch. Die beiden Standpunkte waren nicht zu vereinen. Auch heute noch stellt sich allerdings ganz allgemein die Frage, wie sich der öffentliche Dienst in einem demokratischen Staatswesen, für das er ja arbeitet, selbst definieren und positionieren soll – man sollte zumindest gelegentlich darüber nachdenken.

BA: Könnten Sie zum Schluss uns jüngeren Mitarbeitern noch etwas auf den Weg geben?

Also, ich bin der Meinung, dieses Informationssystem mit der Referentensitzung als „Transmissionsriemen“ hat viele Vorteile, aber was ich immer ein bisschen vermisst habe, ist die Stimme des gehobenen Dienstes. Sie sollten Ihre Stimme deutlicher erheben und deutlicher Ihre Meinung sagen und Ihr Gewicht in die Waagschale werfen. Dabei aber immer im Gespräch bleiben mit dem höheren Dienst, d. h. auch mit den Fachreferenten. Ich weiß nicht, ob die Referentensit-

zung, so wichtig es ist, dass der Direktor, die Direktion mit den Fachreferenten spricht, dass da eine ständige Verbindung besteht, weil sie hier in unserem einschichtigen System eine zentrale Aufgabe haben, nämlich den Kontakt zu den Fachbereichen zu pflegen -, so wichtig das ist: Möglicherweise ist nicht die Referentensitzung das optimale Gremium. Es ist andernorts ja auch schon diskutiert und experimentiert worden damals in den siebziger Jahren unter der Fragestellung, ob nicht ein anderes Gremi-

um, in dem auch die anderen Dienste paritätisch oder wie immer vertreten sind, besser geeignet wäre, wenn es darum ginge, doch die Leitungsfunktion auf mehrere Schultern zu verteilen. Ich weiß nicht, ob dies ein anzustrebendes Ziel wäre, aber wenn, dann ist vielleicht die Referentensitzung ihrer Struktur nach nicht unbedingt das ideale Gremium. Aufs Ganze gesehen hat sie sich bewährt, glaube ich, aber vielleicht gibt es andere Lösungen.

BA: Herr Wilkens, vielen Dank für das Gespräch.

Beharrlich, dynamisch und kritisch

Herrn Wilkens zum Abschied

Petra Hätscher

* Wilkens, Karsten, Dr. phil., OBR Konstanz UB, Sachref. Sacherschl., Red. d. SW-Reg., Fachref. f. Philos. u. Klass. Philol. - Geb. 20.10.1939 Hannover, stud. Klass. Philol., Ev. Theol., Philos., Päd., Prom. u. Staatsex. 69, BRef. Bochum UB 69, Köln BLI 70, Fachpr. 71, Wiss. Ang. Konstanz UB 71, BAssess. 71, BR 73, OBR 74⁵

Was sich so nüchtern und reduziert auf wenige Zeilen zusammengefasst liest, ist ein komplettes bibliothekarisches Leben. Verkörpert durch einen Bibliothekar, der seit Beginn seiner Berufslaufbahn an einer „modernen“ Bibliothek gearbeitet hat, der Zeit seines Lebens auf dem aktuellen Stand des Wissens geblieben ist, mehr noch, der diesen Stand aktiv und beharrlich immer mit entwickelt hat. Ich kenne Herrn Wilkens - leider - erst

seit acht Jahren. Die Eigenschaften, die mir besonders imponiert haben, möchte ich gern darstellen, da sie mir charakteristisch für seine Person erscheinen. Und ich möchte sie darstellen, da ich von diesen Eigenschaften hoffentlich einige in meinem eigenen Berufsleben weiter führen werde.

Meine ersten bleibenden Eindrücke von Herrn Wilkens - einmal abgesehen von meinem Vorstellungsgespräch hier in Konstanz, bei dem er mir von der Gesprächsrunde lebhaft in Erinnerung geblieben ist - gewann ich im Zusammenhang mit SIS, allen ja bestens bekannt als unser Schlagwortinformationssystem. Zu Beginn meiner Tätigkeit war ich zuständige Leitungsfrau für die Sacherschließung. Da Herr Wilkens dieses Thema im Gegensatz zu mir aktiv beackerte, hatten wir natürlich schnell Kontakt. Ich muss gestehen, anfangs war ich etwas verwirrt. Ich kannte natürlich Verschlagwortung und ich kannte Schlagwortregister für systematische Freihandaufstellungen. Ich begriff aber nicht, dass es hier beides gab bzw. geben sollte. Herr Wilkens wollte vermutlich aus Höflichkeit nicht bei

„Adam und Eva“ anfangen, die Konstanzer Zusammenhänge und Defizite zu erläutern, vielleicht wüsste ich das alles ja schon. Ich wiederum wollte anfangs nicht zu intensiv nachfragen aus Sorge, ich könnte mich als völlig sachunkundig und unqualifiziert darstellen. Also, die typischen Startschwierigkeiten in der Kommunikation. Nach einiger Zeit begriff ich, dass in Konstanz nach RSWk verschlagwortet wird, aber ein Register für die Systematik, überhaupt eine nutzergerechte Präsentation der Systematik, fehlte zu diesem Zeitpunkt. Die von Herrn Rauhut gepflegten Registerbände waren eingestellt worden. Ich war platt, das hatte ich nicht erwartet, und somit hatte Herr Wilkens mich sofort davon überzeugt, dass etwas getan werden müsste. Und ab dem Zeitpunkt verfolgte er weiter intensiv das Projekt SIS, mühsam zusammengestoppelt aus Hiwi-Geldern und Projektmitteln. In regelmäßigen Abständen stand er bei mir im Zimmer und fragte nach neuen Finanz- und Personalquellen. Die EDV-Abteilung verdrehte gelegentlich die Augen: „Nicht schon wieder dieses Pro-